

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 254.

Montag, 31. Oktober

1927.

(18. Fortsetzung.)

### Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

Langsam schlendert er auf die Veranda. Im Garten steht ein weißgetünchter Elefant aus Plastik, halb-lebensgroß. Der Hausherr hat wohl von einer gewissen westlichen Gepflogenheit gehört, tönernen Riehe oder farrenschiebende Zwerge zur Belebung des Gartens anzubringen und wollte, in Anpassung an indische Verhältnisse, offenbar ein übriges tun. „Das ist immerhin rührend“, denkt der Doktor. „Gipsgöttinnen, bronzert, leuchten mir zum Speisezimmer, und wohl nie werde ich herausbekommen, ob der Messingfrosch dort hinten eine Spardbüchse oder ein Spucknapf ist. Guter van Kersten. Du kennst Europa nicht. Du bist hier geboren und hier geblieben. Nymphen in Seerosen und Eldrude, in Hirschhorn gerahmt, bedeuten dir mehr als uns. Trächtig sind sie dir von allem Reiz der Fremde. Auch du hast dein zweites Leben, guter Greis. Sechshundsechzig Jahre in Indien! Großer Gott.“

Diese Beobachtung formt Rehmerdill in leisem Selbstgespräch. — „Zwergel!“ flüstert er noch einmal und schüttelt ältlich den Kopf. — „Schubfarrenzwerge.“ — Doch es läßt sich nicht überläuben und nicht anhalten, was in ihm wächst und ihn durchschlägt. Er versucht, sich über Minneker Kersten zu amüsieren; es gelingt ihm nicht.

Es ist eine bittere Pille, die hemmungslos unfähbare Güte dieser Frau. Kaum verdaulich. Er schluckt Speichel. Jetzt steht sie unter der Dusche; er hört das Plätschern des Wassershöpfers. Durch und durch sauber ist die Frau — klar an Geist und Leib. Auch über sich selbst ist sie sich klar.

Wenn er das von sich behaupten wollte, so würde er, um mit dem Referendaris zu reden, den Tatsachen „greulich schmeicheln“. Und doch! — Nora hat ihn soeben hübsch charakterisiert. Glauben wir einmal, zum Spaß, an die gültige Meinung der Frau! Was man fest genug glaubt, tut einem vielleicht den Gefallen und wird zur Tatsache. Sie glaubt, ich sei ihrer wert!

Wo ist da ein strikter Beweis, daß sie sich täuscht? Hat sie nicht auch vor sich davonrennen wollen? In „Daendels Hotel“?

Er fährt mit dem Finger an der Nase herab. Mit diebischer Bewegung stiehlt sich seine Hand in die Tasche und umschließt die kleine Dose.

Noch zögert er. Verdammt, daß er sich immer um die Stimmung bringen muß mit faulen Sophismen! Das Schildpattbüchsen brennt ihm in der Hand, die Finger zucken. Zwanzig Gramm sind es noch. . . . Das genügt für einige Zeit. Langsam gewöhnt man sich's ab, ökonomisch muß man sein. Zwischenbüchsen schlürft man Gesundheit aus der prachtvollen Kameradschaft, stärkt sich den Widerstand gegen das Döschchen, borgt sich Kraft aus dem reinen Körper. . . . Denn immer noch spürt er, trotz des tollen Erlebnisses, trotz der Erfüllung, die wie eine Rakete den Dunst seines Daseins zerriß, diese Lähmung! Die stehende kleine Schwäche an der Wurzel der Schwinge, die man entbreiten will! Psychisch ist das nicht, bewahre! „Das periodische Fieberchen“ ist es. . . . Haben wir dies Indien einmal abge-

streift, dann sind wir auch davon befreit! Zwischenbüchsen muß man sich helfen; ich möchte doch, Minneker Kersten, Ihrer würdig sein! Sacht bremse ich ab, passen Sie auf; peinlich schraube ich die Dosierung herunter, und während Minneker Kersten sich an unserem gemeinsamen Puffer den Kopf einrennt, werde ich Vollmensch. . . .

Mit schneller Bewegung führt er das weiße Pulver zur Nase. Süßlicher Druck beginnt im Hinterkopf. Der „Vollmensch“ rührt sich bereits, und preßt in schönen Pumpstößen das Blut durch die Venen. Die Augen tränen, dann kommt das herrlichste Behagen, die große, weiche, allumfassende Toleranz. . . .

### Intermezzo.

In eine offene Haustür, die eine Füllung von vergoldeten Schnitzwerk trägt, schiebt sich ein junges Weib. Die lachenden Lippen öffnen sich; zwei große weiche, geschlichte Augen, blinkend in purpurbrauner Iris, starren auf Nora wie auf einen Geist.

Tiefverblüfft steht die junge, schmalhüftige Person, voll unklarer Andacht; die schlanken Beine beben in schwarzseidenen Hosen. Unter dem straff nach hinten gesteckten Haar zittern die Ohrdiamanten; bekommener Atem drängt die Knospenbrüste heraus. . . . Nora schenkt ihr einen kurzen Blick. Sie spürt die Betrachtung wie eine Berührung. Die kleine Chinesin lächelt nicht zurück; kein Grinsen tritt in die hochrot geschminkten Wangen; eine Weile noch starrt sie auf die Europäerin mit schlaffen Lippen. . . . Dann, wie ein Geist so schnell, huscht sie zurück ins Dunkel. Kaum hört man das Klappern ihrer Pantöffelchen.

„Sahst du sie?“ flüstert Nora und packt Rehmerdill am Arm. „Sahst du sie?“

„Jawohl!“ erwidert Rehmerdill und bleibt stehen.

„Freilich sah ich sie. — Nur zu gut!“

„Einen Malaien“, flüstert Nora erregt, „kann ich verstehen. Aber diese hellen Gesichter schaff mir weg, Otto. Du findest nicht mehr menschlichen Ausdruck darin wie in Eierschalen.“ Ihre Augen tauchen, während sie weitergehen, rastlos in die Krämerbuden. „Spürst du nicht auch, daß ein Hauch von Sinnlichkeit aus diesen lautlosen Schacherhöhlen weht? Mir wenigstens ist so, als würde ich in Gedanken verge-waltigt. . . . Ich kann's nicht definieren. . . . Wie ein Brand im Kohlenflöz ist das; die Leute kontrollieren sich. Sie machen es mit dem Hirn. . . . Es ist nicht mehr triebhaft; es ist ein schlemerhaftes Taxieren.“

„Gewiß, sie taxieren dich“, sagt Rehmerdill, „aber ich weiß nicht, warum du dich beklagst. Wir beide haben doch so viele Triebhaftigkeit zu kosten bekommen, daß eine Abwechslung uns doch nur angenehm sein mußte. Freilich, Antja oder Erdbrint sind keine Chinesen.“

Sie sieht ihn groß an; sie ist erschrocken, daß sie sich plötzlich mit ihrem kleinen Bonmot so wichtig genommen sieht. Denn er hat fast heftig gesprochen. . . .

„Aber“, stammelte sie, „ich will ein offenes Feuer; ein gesundes Feuer! Es gibt doch noch ein Zwischen-

ding! Läßt du mir denn keine Wahl als Brunst oder Brutalität? — Gibt es nichts Drittes?"

"Du verstehst sie nicht. Was mir an Chinesen gefällt, ist ja gerade ihre Kontrolle über den Trieb. Deshalb setzen sie sich überall durch. . . Sie zerlegen die Weißglut ihrer Sinnlichkeit ins Spektrum; sie stehen neben sich selbst; sie verwandeln ihren Trieb in Kunst, in Zeremonie, in Lebensführung." —

"Und das Endergebnis?" stößt sie mit großen Augen hervor. "Erinnerst du dich an den moosfledigen, alten Herrn, dem ich neulich meine Zigarette gab? — Der war scheußlich allwissend, und hat sein Gemüt verschluckt. Brrr, diese Temperamentslosigkeit. . . Geistig abgeschlachtet hat er seinen Körper, öd und dünnlippig grinst er hinter einem drein, in vertrackter Heiterkeit schwelgt er und Selbstberäucherung. . . Da hast du dein Ideal."

Er stampft mit dem Stod auf. Er fühlt sich vor das Forum gezerzt. Verteidigen muß er sich, und weiß dabei: er wird Sachverwalter des Ostens. . .

"Nein, nein!! — Bei dem, was die Chinesen betreiben, kommt eine selbstgeschaffene andere Welt heraus! — Ein raffinierter Protest ist das, weiter nichts, gegen die wirkliche Welt! Denn so, wie wir Europäer sind, müssen wir unterliegen, weil wir noch nicht so weit sind, daß wir die Dinge beseelen können! Die haben's besser! Die ganze Dämonenhorde der eigenen Brust stellen sie aus sich heraus! Ach, unsere „Menschlichkeiten"! Der Chineser entgiftet sie. Er haucht sie auf die Baise; er schnitt sie als Fingerring, grotesk und lieblich; die Empfindungen kramt er heraus in einen Spielzeugladen und malt sie höllisch oder zärtlich an. Auch für die Erlösung hat er seine Madonna, die mondäne Kwannon." —

Schweigend gehen sie eine Weile nebeneinander.

"Nein, Otto, deine Predigt hat zwar viel Bestechendes, aber ich glaube dir nicht. Für jedes Gefühl eine Puppe zu haben, die man tanzen läßt, ist greifenhaft. Du gehörst nicht zu dem Volk, dessen Kinder fertig auf die Welt kommen mit Haaren und Zähnen. Ich halte nichts von den blumigen Phrasen, die sie an sich verzetteln; ich für meine dumme Person lehne den Osten ab. Ich will leben, leben!" — Wieder packt sie ihn am Arm und späht in seine abirrenden Augen. "Ich fühle mich so lebendig, und möchte auch dich in dies wundervolle Lebensgefühl hineinreißen! Wir haben ja doch schließlich auch unsere kleine Konvention! Genügt dir die nicht? Aber dabei lassen wir uns doch die Zügel locker, wenn wir lieben. . . Man findet das doch natürlich. Was ist denn schon an so einer zweibeinigen Tafelwürze, wie die Puppe vorhin in der Haustür!" Es gelingt ihr, seinen Blick zu finden; halb überzeugt sie ihn, das merkt sie. Es ist ja auch absolut nicht rechtshaberisch! Er hat nur in diesem Augenblick, und das weiß sie nicht, an die kleine Dose in seiner Tasche gedacht.

Sie durchschaut es nicht. Sie weiß nicht, was so tief vergraben in ihm sitzt und ihn lockt. Sie kennt die saugende Schwäche nicht. Abhängig ist er, ausgeliefert an die Flüge, die er in jener Tür erlösen sah.

Und der Geruch, der sengerig hinter jenen leeren Gesichtern aufsteigt und die Schleimhaut kitzelt mit tückischer Süße, ist das feindliche Prinzip. Und die Hingabe daran, an die schwüle Trunkenheit, ist Selbstaufgabe und Tod.

### Schweres Geschick.

Es ist wohl eine Woche verflossen seit der Raden Kusuma zwei überstürzte Besuche erhalten hat — den einen am frühesten Gottesmorgen, und den anderen abends. — Er versteht sich keiner Überraschung mehr. — Da, parbleu! — bricht man wieder durch seinen Zaun.

Es ist der große weltliche Kapitalist, der damals bei ihm vom Stuhl gefallen ist; — der ein solches Wesen gemacht hat wegen des Doktors Adresse. . .

Es gibt diesmal kein so hervorragend herzliches Begrüßungs-Sinundher. Dazu ist man beiderseits viel zu sehr auf der Lauer. Trotz solcher Vorsicht weicht Kusuma zwei Schritte zurück, wird gleichsam hinweggepusht von der maßlosen Gradlinigkeit, die der

Kapitalgewaltige diesmal zeigt. Denn Erdrbrink ist in der Offensive.

Er hat Verdacht geschöpft; er gibt sich keine Mühe, ihn zu verbergen. Er steht halb über den Tisch gebeugt, auf den er seine mächtigen Fäuste stemmt, und lästert ohne Hemmung in deutlichen, groben Worten. Zwei scharfe Falten haben sich in seinem früher gutgepolsterten Gesicht eingenistet; das gleichmäßige Grau der Haut glänzt wachsern. Auch ist er schlanker geworden. Seine Bewegungen lassen das schaukelnd Seemannsmäßige vermissen; — er bewegt sich schnell und knapp. Kusuma nimmt dies alles mit Erstaunen wahr. Seine zischelnden Verbindlichkeiten sprühen heute nicht wie aus kleiner Gartenfontäne, die bunte Bälle schleudert. Nein, das Brunnlein versiegt vor dem grellen Blick Erdrbrinks; nur ein paar schnell verdunstende Tropfen kann es geben. . .

Und der Raden wird diesmal wirklich böse. Sein Lächeln, das er bis jetzt erstaunlich unbefangen festgehalten, erlischt. Er senkt die Augen. Seine feingezichneten Brauen steigen zum erstenmal tief herab und vermählen sich über der Nasenwurzel. Einen einzigen dunklen Strich bilden sie; die eine Hand Kusumas schiebt sich in den hochgeschlossenen Jadenkragen, wie um diesen zu lockern. Alles an ihm ist gestrafft.

"Neulich", sagt er (in Lauten, die immer noch gurren, aber trotzdem etwas drohend Langgezogenes haben), — „wurde hier festgestellt, daß ich nichts weiß. Doch man scheint sich nicht zu beruhigen. Man kommt ein zweites Mal, man bricht hier gleichsam ein. Wie ist das, Mijnheer Erdrbrink! — Würden Sie zu Hause ähnlich handeln? Man erzählt mir, daß man in Hamburg auf Form gibt. . ."

Erdrbrink, den grellen Blick ständig auf das hellbraune Gesicht gerichtet, zwischen dessen geschürzten Lippen, aus dem Glanz der Zähne hervor, diese Worte fallen, läßt sich nach hinten in den Stuhl sinken. Der Korbstuhl kracht in allen Fugen. Herr Erdrbrink sitzt und hat auch die Absicht, sitzen zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein heimliches Gericht.

Dem Französischen nachzählt von Ferdinand Sermach.

Im ersten Band der 1853 von ihrem Enkel, dem Grafen von Montbrison, veröffentlichten Memoiren der Frau von Oberkirch wird von einem Vorfall berichtet, der zu seiner Zeit im Elsaß und darüber hinaus das größte Aufsehen erregte.

Im Mai 1777 war der Scharfrichter von Kolmar gefänglich eingezogen worden, weil er sich ohne obrigkeitliche Erlaubnis aus der Stadt entfernt hatte. Als man ihn ins Verhör nahm, schilderte er den Vorgang folgendermaßen:

An einem der letzten Apriltage um die Abendzeit war er zufällig allein zu Hause, als es am Tor klopfte. Wie er öffnete, standen drei Männer von fremdartiger Erscheinung vor ihm, und hinter ihnen bemerkte er auf der Straße einen Wagen, der von mehreren Reitern begleitet war und sich langsam heraubewegte. Der sonderbare Auftritt überraschte ihn wohl, doch Argwohn oder gar Furcht kam ihm darum nicht an.

"Seid Ihr der Scharfrichter?" fragte einer von den Dreien.

"Der bin ich."

"Seid Ihr allein? — Wir möchten Euch in einer geheimen Angelegenheit sprechen."

"Ich bin ganz allein."

Damit wollte er ihnen den Eingang freigeben, als sie über ihn herfielen, ihm mit einem Knebel den Mund verstopften und Arme und Beine fest zusammenschnürten, daß er keinen Laut von sich geben und kein Glied rühren konnte. Dann schleppten sie ihn in den Wagen und fuhren eiligst davon. Als die Stadt hinter ihnen lag, nahm derjenige, der schon vorher das Wort an ihn gerichtet hatte, den Scharfrichter beim Arm. „Höre“, sagte er zu ihm, „du kannst unbesorgt sein, es geschieht dir nichts. Wir haben dich mit uns genommen, weil du ein Urteil vollstrecken sollst. Wir stehen für deine Sicherheit ein, wenn du keinen Fluchtversuch machst und dich nicht um Dinge kümmerst, die dir geheim bleiben müssen. Alles Fragen ist unnütz — was du brauchst, wird dir zur Hand sein. Sobald du nach unserem Willen getan hast, bringen wir dich nach Hause zurück, und du erhältst von uns 200 Louisd'or.“

Das gab dem Hilfslosen, der sich schon verloren gelaubt

hatte, die Hoffnung wieder, und erleichtert atmete er auf, als man ihm auch den Knebel fortnahm und die Stricke löste. „So“, fuhr der Begleiter fort, „du magst dich nun frei bewegen. Doch es geschieht unter der Bedingung, daß du dich unseren Anordnungen fügst und keinen Laut von dir gibst. Sonst bist du des Todes.“ Damit erklärte er sich einverstanden, und von da an wurde nichts weiter geredet.

Die Fahrt ging ohne längere Unterbrechung und in größter Hast Tag und Nacht fort. Die Pferde wurden öfter gewechselt, es standen aber immer gleich neue zum Anschirren bereit, und der Wechsel ging, so viel er wahrnehmen konnte, außerhalb der berührten Ortschaften vor sich. Die Wagenfenster waren dicht verhängt, trotzdem verband man ihm, sobald der Tag graute, die Augen und bedrohte ihn erneut für den Fall, daß er sich beikommen lasse, die Binde zu lüften. Im übrigen wurde er gut behandelt und erhielt von den Speisen und Getränken, die sie mit sich führten, sein Teil ebenso wie die anderen. Mußte einmal unterwegs kurz gehalten werden, so geschah es immer nur im Wald oder an einer abgelegenen Stelle, die ein Zurechtfinden in der Gegend unmöglich machte. Der Weg schien ihm über den Rhein und dann aufwärts in die Berge zu gehen.

Gegen Ende des zweiten Tages erreichten sie das Ziel. Ein Fallgatter knarrte, eine Zugbrücke ging nieder, und der Wagen fuhr über einen Graben, der, nach dem hohlen Widerhall der Räder zu schließen, sehr tief sein mußte. Obgleich es stockfinster war, hatte man dem Gefangenen die Augenbinde wieder angelegt. Dann hielt der Wagen, der Schlag wurde geöffnet, und zwei seiner Reisegefährten faßten ihn unterm Arm und führten ihn über einige Stufen, wobei er hörte, wie neben ihm Hellebarden oder Musketenkolben am Boden aufstießen.

„Nur weiter!“ drängte eine fremde Stimme, als er stutete, und sein Fahrtgenosß raunte ihm zu: „Gedenke deines Versprechens! Was wir dir zugelegt, halten wir.“

Zuerst betrat er, wie ihn bedünkte, einen großen Saal. Dann ging es durch mehrere Hallen in einen weiten Saal, und hier wurde ihm die Binde abgenommen. Der ganze Raum war schwarz ausgeschlagen und von wenig Fackeln nur matt erhellt. Ihm gegenüber im Halbkreis saßen Männer in richterlicher Gewandung. Sie trugen keine Masken, aber bei der schwachen Beleuchtung und dem weiten Abstand waren ihre Gesichtszüge unkenntlich.

Raum war der Scharfrichter eingetreten, als von der anderen Seite eine tiefverschleierte Frau hereingeführt wurde. Sie war von hohem, schlankem Wuchs und jugendlicher Erscheinung. Bekleidet war sie mit einem langen nonnenartigen Gewand von blauem Samt. Unbeweglich, die Hände in den Ärmeln gefaltet, stand sie hochauferichtet vor den Richtern. Einer von diesen, der anscheinend den Vorsitz führte, erhob sich jetzt und sagte, zu dem Scharfrichter gekehrt, auf deutlich: „Wir haben dich holen lassen, um das gegen diese Frau gefällte Urteil zu vollstrecken. Du sollst dazu helfen, daß ihre Bestrafung ebenso geheim bleibe wie ihr Verbrechen. Enthaupte sie denn, die dem öffentlichen Gericht nicht erreichbar war, wiewohl sie sich einer unverzeihlichen Frevelthat schuldig gemacht hat.“

Doch sein rauhes Gewerbe hatte den Scharfrichter gegen die Regungen des Gewissens keineswegs abgestumpft. Wohl war er seit zwanzig Jahren gewohnt, die rechtsgültig ausgefertigten Urteile der Herren in Kolmar ohne weiteres zu vollziehen, hier aber lag die Sache anders. Den unbekannten Männern vor ihm fehlte in seinen Augen jede Berechtigung, einen solchen Spruch zu fällen, und zu einem Mord wollte er sich nicht hergeben. So nahm er seinen ganzen Mut zusammen und erklärte fest und unumwunden: „Das kann ich nicht! — Nein, ich tu's nicht!“

Leises Waffentikeln um ihn her verriet nur allzu deutlich, was seiner wartete, falls er auf seiner Weigerung bestand, und eindringlich mahnte zudem die bekannte Stimme seines Reisebegleiters: „Du hast Gehorsam versprochen und bist uns verfallen, wenn du dein Wort nicht hältst.“

„Ich hatte mir's anders gedacht. — Euer Verfahren ist ungesetlich, und ich bin kein Mörder! Die Frau da rühre ich nicht an. Was hat sie denn eigentlich verbrochen?“

Einen Augenblick blieb alles still. Dann fuhr ihn der Sprecher der geheimnisvollen Runde heftig an: „Was sie getan hat, fragst du? — Wenn ich dir's sage, werden dir die Haare zu Berg stehen, und du wirst dich nicht länger bedenken. Dann“

„Genug!“ fiel sie selbst mit gebieterischer Handbewegung in die Rede, „ihr könnt mich töten lassen, aber ihr dürft einem solchen Menschen auf keinen Fall verraten, was eure Ohren vernommen haben. Bin ich schuldig, gut, so strafe mich! — Ihr erhaltet damit von mir mehr eingeräumt, als euch von Rechts wegen zukommt.“

Das tiefe Schweigen, das ihrem Einspruch folgte, wurde durch die Schläge einer Uhr unterbrochen, die die erste Stunde anzeigte.

„Es ist höchste Zeit!“ wandte sich, sobald der letzte Schlag verhallt war, der Vorsitzende dem Scharfrichter zu. „Sträube dich nicht länger, zu tun, was deines Amtes ist!“ Zugleich wurde ihm ein breites, scharfgeschliffenes Schwert hingereicht, das er jedoch entschlossen von sich wies. „Nein“, rief er, „wenn ihr rechtswidrig verurteilt, dann vollstreckt Eure Urteile auch selber!“

„Liegt dir etwas am Leben?“ fragte gelassen der andere. „Ja, um meiner Frau und meiner Tochter willen, die ohne mich hilflos zurückblieben.“

„Wohlan, so wähle! Schlägt die Uhr ein Viertel, und diese Frau ist von deiner Hand nicht gerichtet, so streckt dich ein Schuß aus meiner Pistole nieder.“

„Warum tötet ihr sie denn nicht selbst, wenn ihr zum Mord fest entschlossen seid?“

„Du hast zu wählen, nicht wir!“ erhielt er zur Antwort.

Noch immer wehrte sich der Hartbedrängte, dem Verlangen nachzugeben, aber er fühlte doch, wie jeder dahinschwindende Augenblick der kurz bemessenen Frist seine Widerstandskraft langsam verringerte. In der Not seines Herzens rief er den Beistand der Jungfrau und aller Heiligen an und stieß dann nochmals den Entschluß hervor: „Nacht mit mir, was ihr wollt! Ich tu's nicht!“

„Du hast noch zehn Minuten Zeit“, war die frostige Entgegnung.

Wieder herrschte Totenstille im Saal, und unerbittlich rückte der Zeiger dem verhängnisvollen Viertel näher und näher, während sie, der die ganze schaurige Zurüstung galt, von dem allen anscheinend unberührt blieb. Als die Uhr zum Schlag aushob, wurde dem Scharfrichter nochmals das Schwert dargeboten, doch erst als er sah, wie auf sein Zögern hin der Vorsitzende die Pistole zur Hand nahm und den Hahn spannte, lähmte die Sorge um Weib und Kind sein letztes Widerstreben, daß er die Waffe ergriff und gewohnheitsmäßig ihre Schärfe prüfte. Gleich hinterher aber kamen ihm neue Bedenken, und beklommen fragte er, ob man die Verurteilte denn ganz ohne kirchliche Tröstung lassen wolle.

„Berichte dein Amt!“ wurde ihm erwidert. „Das übrige braucht dich nicht zu kümmern.“

„Erst muß sie aber gebunden werden.“

„Gebunden? Ich, gebunden?“ rief die Frau im Ton beleidigten Stolzes dazwischen. Doch ohne ihres Einwands im geringsten zu achten, befahl der Vorsitzende kalt und gemessen: „Bindet sie!“

Die sie hereingeführt hatten, schickten sich auch alsbald an, den Befehl zu vollziehen, wurden aber durch ihre heftige Abwehr derart eingeschüchtert, daß es einer nochmaligen strengen Weisung ihres Herrn und Meisters bedurfte, ehe sie das Todesopfer an den bereitstehenden Block festbanden und den Schleier im Nacken zurückschlugen.

„Vorwärts!“ herrschte nun der unerbittliche Dränger mit drohend erhobener Pistole den immer noch Zaudernden an. „Schlag zu! Oder“

Da erstakte den Scharfrichter ein Taumel, und mit einem einzigen wuchtigen Hieb trennte er das Haupt der ruhig Daliegenden vom Rumpfe. Dann entfiel ihm das Schwert und ohnmächtig brach er an der Rückwand zusammen.

Als er zur Besinnung kam, saß er wieder im Wagen, die Binde vor den Augen, in einen Mantel gehüllt, der seine blutige Kleidung verdeckte. Und neben ihm saß derselbe, der ihn auf der Einfahrt begleitet hatte und ihm jetzt einen Beutel in die Hand drückte mit den Worten: „Nimm das zum Lohn! Wir haben die versprochene Summe verdoppelt, weil du ein rechtschaffener Mann bist.“

Die Rückfahrt verlief auf die nämliche Weise. Am vierten Tag gegen Abend langte er wieder daheim an. Man hatte ihn unweit von seiner Behausung auf einer Wiese am Ufer der Ill abgesetzt.

Der Gerichtshof in Kolmar machte die größten Anstrengungen, Licht in die Sache zu bringen, doch die Nachforschungen blieben völlig ergebnislos. Das Geheimnis aufzuklären, ist niemals gelungen.

## Der Gratulationsbesuch.

Von Hugo von Koller.

„Du kannst mir gratulieren“, rief mein Freund Theobald mir entgegen, als er eines Morgens freudestrahlend in mein Bureau in Konstantinopel eintrat. — „Zu was denn?“ fragte ich erstaunt zurück. „Ich habe mich verlobt!“ — „Nanu? Ich wußte ja nichts davon, daß so etwas bei dir im Gange war.“ — „Es war auch nichts im Gange, eine ganz plötzliche Fügung. Kurz und gut — ich bin verlobt.“ — „Gegen wen denn?“ — „Reizendes Mädchen —“ — Selbstredend, jede Braut ist reizend in den Augen des

Bräutigams.“ — „Ohne Spatz, sie ist entzückend.“ — „Das glaube ich dir ja, aber sie wird doch einen Namen haben. Wer ist sie denn?“ — „Du kennst sie gewiß auch. — Fräulein Claire Bassot, die Tochter des französischen Schweizers, Großkaufmann in Seidentüchern, usw.“ — „So — so? Seit wann verlobt du alter Germanensproßling dich mit welscher Descendenz? Ich wußte überhaupt nicht, da du bei Bassots verkehrst.“ — „Das tat ich auch bisher eigentlich nicht; aber einen Besuch habe ich bei ihnen machen müssen, nachdem wir neulich einen Abend auf einer Gesellschaft zusammen gewesen waren, wo ich mich für Claire sehr lebhaft interessiert hatte.“ — „Und — Schwiegermutter?“ — „Reizend.“ — „Dann gratuliere ich. Aber nun erzähle endlich, wie du zu der Braut gekommen bist.“ — „Ich war gestern Abend zu einem Wohltätigkeitsfest eingeladen, das drüben in Moda, wo ich ja auch zur Sommerfrische wohne, von den Söhnen der Gesellschaft arrangiert war. Da mehrere meiner Bekannten im Komitee saßen, konnte ich nicht ablehnen. Hier sah ich Claire wieder. Da sie allein gekommen war, widmete ich mich ihr sehr intensiv und durfte sie nach Schluß des Festes nach Hause begleiten. An der dunklen Strabenede legte ich meinen Arm um ihre Schulter und, da sie keinen Widerstand leistete, gab ich ihr den ersten Kuß! Ich tat nun weiter, was ich tun mußte, und erklärte ihr, daß ich sie nunmehr als meine Braut betrachte, — und darauf gab sie mir den zweiten Kuß. Somit waren wir also verlobt.“ — „Du lieber Gott dachte ich, wenn ich mich für jeden Kuß hätte verloben müssen!“ — „Seute,“ fuhr mein Freund fort, „find wir vor die Eltern getreten. Na — das Abliche, Vaters Segen, Mutters Tränen, und so weiter. — Du bist übrigens heute schon feierlichst zu unserer Hochzeit eingeladen.“ — „Besten Dank. Im Hinblick auf dies erhebende Fest werde ich mir erlauben, deinen zukünftigen Schwiegereltern demnächst meine Aufwartung zu machen. Wo also wohnen die Herrschaften?“ — „Warte mal, — ich glaube es ist die Nummer 14 in der grande Rue de Moda. Aber du kannst gar nicht fehlgehen; wenn du von der Dampferbrücke geradeaus bis zur grande Rue hinaufgehst, dann rechts einbiegst, so ist es die erste hübsche Villa mit einem blühenden Vorgarten.“ — „Gut, das werde ich schon finden.“

Etwa eine Woche später warf ich mich, trotz glühender Sonnenhitze, in Sonntagsstaat, setzte den Jolinderhut auf, und fuhr mit einem Lokaldamoier nach Moda hinüber. — Also — geradeaus bis zur grande Rue, — lebst rechts herum. Da lag ja schon die hübsche Villa mit dem blühenden Vorgarten. Ich trat ein. Ein sauberes griechisches Dienstmädchen empfing mich. „Ist Madame zu Hause?“ — „Sowohl, mein Herr, wen darf ich melden?“ Ich nannte meinen Namen und übergab der kleinen Jose zugleich meine Visitenkarte.

Während ich nun einige Minuten wartete, überlegte ich mir, daß ich die Dame des Hauses wohl französisch anreden müsse, — es waren ja französische Schweizer! Vielleicht sprach sie überhaupt nicht deutsch, zum mindesten würde sie lieber ihre Muttersprache hören und mich demgemäß dann lebenswürdiger empfangen.

Madame erschien. Donnerwetter, hat der Mensch ein Glück mit seiner Schwiegermutter! Elegant, hübsch, ein wenig kokett, — als Mutter einer verlobten Tochter reichlich jung. Aber mein Freund hatte ja gesagt seine Schwiegermutter sei — reizend!

Ich zeigte mich also von der besten Seite, küßte die mir gebotene kleine Hand, und wollte eben eine wohlgefeimte Rede vom Stapel lassen. Da eröffnete sie aber gleich eine so flotte Konversation, daß ich zunächst gar nicht zu Worte kam. Sie ist enchantée, daß ich ihr einen Besuch mache; die Deutschen seien im allgemeinen so zurückhaltend, daß man kaum mit ihnen in Berührung käme. Endlich kommt die Frage, was ihr denn nun das Vergnügen meines Besuchs verschaffe.

„Madame, ich wollte mir — als Freund Ihres zukünftigen Schwiegersohns — erlauben, Ihnen meine Aufwartung zu machen und zur Verlobung Ihres Fräulein Tochter zu gratulieren.“

Madame blüht mich an, als ob sie einen Erstlingsausbruch bei mir befürchte. Die aufsteigende Röte leuchtet durch die leichte Puderfärbung auf ihrem hübschen Gesicht, ihre dunklen Augen durchbohren mich fast, ihre rosigen Lippen bleiben halb geöffnet.

„Was?“ sagt sie endlich nach einer unangenehmen Pause. „Was — reden Sie? — Zukünftiger Schwiegersohn? — Verlobung — meiner Tochter? — Ich habe gar keine Tochter!“

Nun war ich platt, vollständig aus dem Konzept gebracht, was mir sonst niemals passierte. „Zu wem wollten Sie denn eigentlich?“ fragte in gräßlich kühlem Ton die

schöne Frau. „Habe ich nicht die Ehre, Madame Bassot vor mir zu sehen?“ — „Nein,“ klang es kühl zurück. „Ich bin Madame Nikolaides. Die Familie Bassot wohnt in Nr. 24 dieser Straße, hier ist die Nr. 14.“

Die Situation war peinlich, — höchst peinlich sogar. Ich kam mir furchtbar reingefallen vor, — war wütend auf meinen Freund Theobald. Ehe ich noch meine Entschuldigung anbringen konnte, fragte Madame mit scharfer Betonung: „Hatten Sie mich für so alt, daß ich schon eine verlobte Tochter haben könnte?“ — Auch das noch! Verlekte weibliche Eitelkeit! Hier mußte ich einsehen, um zu retten, was noch zu retten war.

„Ihre Jugendfrische, Madame, ließ es mir von Anfang an zweifelhaft erscheinen, ob ich hier auf richtigem Wege war, aber —“

„Diesen Irrtum müssen Sie wieder gut machen,“ sagte sie kokett lächelnd. „Nun bleiben Sie gefälligst hier und nehmen eine Tasse Tee bei mir.“ — Was ich an Komplimenten auf Lager hatte, wurde nun gratis an die schöne Frau abgegeben, um mich eulgermaßen in ihren Augen zu rehabilitieren. Und als ich sie später verließ, hatte ich das Bewußtsein, mich „herausgerafft“ zu haben. Ich machte beruhigt meinen Besuch in Nr. 24 der grande Rue de Moda.

Meinem Freunde aber sagte ich: „Deine Schwiegermutter in Nr. 14 ist mir lieber, als deine Schwiegermutter in Nr. 24, und ich erzählte ihm meine Irrfahrt in Moda.“

Einige Tage später erhielt ich ein duftendes billet-doux von Madame Nikolaides: „Je vous attends.“

Eine schöne Geschichte hatte mein Freund Theobald mir da eingebracht.

## Florenz.

Firenza la bella!

Kann das Wort überhaupt künden, was das Wesen ist? Wohl ahnt es kühlend das Herz, doch der Mund bleibt stumm.

Rom ist die Macht, Florenz aber die Schönheit, das „Athens Italiens“. Eine wohl einzigartige Harmonie zwischen Natur und Kunst, Gottes- und Menschenwerk, ein völliges Ineinanderwachsen von Landschaft und Stadtbild, ein traumhaftes Zusammenfließen von Zeit und Raum. Geschichte bleibt lebendige Gegenwart und die Gegenwart ist fast im Werden schon Geschichte. Alles scheint anzuhalten in seinem rastlosen Laufe, und geschehen wie heute und morgen singt der Arno das gleiche wehe Lied, singt es leis und lieblich, und andachtsvoll lauschen ihm die walddunklen Höhen.

Firenza la bella!

Ja, Florenz ist schön, wunderschön. Und das weniger in der lachenden Lust frühlingstroher Jugend als vielmehr in der stillen Seiterkeit herbstlich verklärten Alters, eines Alters aber, das sich durch ständige Erneuerung ewiger Erinnerungen ewig jung erhält: Florenz, das blühende, verblüht nie, stirbt nie, weil diese Erinnerungen nicht sterben, weil seiner Großen Kraft unvermindert in ihm lebt.

Die Großen! Firenza besitzt ihrer gar manche, die zu den Größten zählen, deren Wirken in der Weltgeschichte Widerhall fand, Dichter, Künstler und Gelehrte. Sie gebärte einst in stillen Schmerzensstunden und erhielt darum auch die herrlichsten Schöpfungen ihres Geistes. Sie birgt sie auch heute noch; und das nicht nur in den wohl einzigartigen Sammlungen der Uffizi, Pitti, Biblioteca Laurenziana oder des Bargello, wo die Werke stehen, nicht nur in der Cappella Medicea und der Chiesa di Santa Croce, wo die müden Leiber ruhen, nicht nur im Munde des Volkes, wo die Namen tausendfach widerklingen, sondern vor allem im Verstehen und in der Liebe. Und Firenza liebt. Einstmals freilich, da hat sie ihre Besten von sich gestoßen, hat dann aber bitter bereut und steht heute noch sehnend nach jenem einsamen Grabe in Ravenna, das ihren größten Ruhm und ihre größte Schmach trägt.

Dante! Firenza liebt ihn, wie sie sich selber liebt. In gegenseitigem tyrannischem Schmerz sind Mutter und Sohn eins geworden. Ein Name zieht den anderen herbei, erfüllt ihn mit eigenstem Leben, gibt ihm eigenste Schönheit. Florenz ohne Dante wäre wie eine Frau ohne Herz!

Firenza la bella!

Sinnend sitzt der Marzocco mit dem Vitienschild vor dem Palast der Herrin, sitzt und sieht Tage und Jahre wie im Traum vorübergleiten, fühlt Erinnerung und Hoffnung in eins verweben und hört des Arno wehmütig stolzes Lied, leise, lieblich.

Er weiß: manche scheiden, gebrochen, tränenfeuchten Blickes, und manchen — ist das Sterben lieber.

Firenza la bella!

Alexander Baudus.